



Jens Bisky

## Lob der Disziplinen

Als Heinrich von Kleist 1801 nach Paris reiste, um – wie er vorgab – dort die Fortschritte der Naturwissenschaften kennenzulernen und endlich seine Bestimmung zu finden, tat er dies ohne rechte Leidenschaft. Denn der Glaube, den »Zusammenhang der Dinge« eines Tages einsehen zu können, war ihm abhandengekommen, und so schien jede Wissenschaft bloß eine Form »cyclopischer Einseitigkeit«. Davor ekelte ihm, der noch zwei Jahre zuvor alle Wissenschaften an der Universität von Grund auf hatte erlernen wollen. Im Sommer 1801 weckte der Erkenntnishunger von einst nur noch traurige Erinnerungen. Einer Bekannten, Adolphine von Werdeck, schrieb Kleist: »Ich glaube, daß Newton an dem Busen eines Mädchens nichts anderes sah, als seine krumme Linie, u daß ihm an ihrem Herzen nichts merkwürdig war, als sein Cubikinhalte. Bei den Küssen seines Weibes denkt ein ächter Chemiker nichts, als daß ihr Athem Stickgas u Kohlenstoffgas ist. [...] Die ganze Erde ist dem Botaniker nur ein großes Herbarium, u an der wehmüthigen Trauerbirke, wie an dem Veilchen, das unter ihrem Schatten blüht, ist ihm nichts merkwürdig, als ihr linnéischer Name.«<sup>1</sup>

Hatte er wenige Monate zuvor noch geglaubt, alle Wissenschaften gleichermaßen zu lieben und sich deshalb für keine entscheiden zu können, war ihm jetzt jede Wissenschaft aufgrund ihrer notwendigen Einseitigkeit verleidet. Gewiss übertrieb Kleist und missbrauchte die Gelehrtsatire zur Abwehr von Ansprüchen, die er um keinen Preis erfüllen wollte. Doch zeigt sein Beispiel, gerade weil er überzeichnet, dass der Weg zur Wissenschaft die Bereitschaft zu »cyclopischer Einseitigkeit«

voraussetzt. Wer nicht bereit ist, wenigstens eine Zeit lang und methodisch kontrolliert bei »Herz« nur an den Kubikinhalte, vor einer Trauerbirke nur an das Linné'sche System und bei Kleist nur an katalogisierbare Eigenheiten der Zeichensetzung zu denken, der muss seine Bestimmung und Erkenntnis auf anderen, möglicherweise nicht schlechteren, auf jeden Fall aber nicht wissenschaftlichen Wegen suchen. Er kann dann überlegen, ob er wie Kleist Bauer, Dichter, Herausgeber eines Kunstjournals oder Journalist werden will.

Hätte man Kleist mittels interdisziplinärer Arbeitsgruppen und Forschungsprojekte bei der Stange halten, ihn etwa mit einer Tagung über das Herz in der Perspektive vieler Disziplinen für die Wissenschaft zurückgewinnen können? Kann sein, kann sein auch nicht. Im besten Falle hätte er, der zeitlebens neugierig auf verschiedensten Gebieten blieb, die Ergebnisse für einen Aufsatz von nicht cyclopischer, aber gewiss Kleist'scher Einseitigkeit verwendet.

Welche Nachbardisziplin die Germanistik zu Hilfe rufen sollte, um Kleists Werk auf der Höhe ihres Gegenstandes zu verstehen, ist bis heute nicht endgültig entschieden: Die Philosophie, wobei sich der »Der Zerbrochne Krug« und »Amphitryon« in kluge, von keinem Theaterzuschauer je angemessen begriffene Kommentare zur Kant'schen »Kritik der Urteilskraft« oder zu Fichtes »Wissenschaftslehre« verwandeln? Die Psychologie, die in »Penthesilea« und der »Marquise von O.« Symptome einer nicht therapierten Seele entdeckt? Die Militärgeschichte, die wenigstens zu erklären vermag, warum das Herz bei Kleist sich nicht



mäßigen kann? Die Hirnphysiologie? Es hat dem Verständnis Kleists und seines relativ schmalen Werkes nicht geschadet, dass philosophische, militärhistorische, psychologische und daneben auch kunst- und musikgeschichtliche Überlegungen zu Kommentar und Interpretation herangezogen worden sind. Aber selbst in einem so überschaubaren Feld waren und sind die Verständigungsschwierigkeiten zwischen den Vertretern verschiedener Disziplinen nie zu übersehen, obwohl scheinbar gemeinsame Fragen, eine geteilte Leidenschaft für den unglücklichen Dichter und genaue Kenntnis des Materials, der wenigen Briefe, Zeugnisse und des Werks vorliegen. Die Kleistforschung hat von disziplinübergreifenden Studien in hohem Maße profitiert, aber das Ergebnis trug meist deutliche Züge des Verfassers oder der Verfasserin. Man mag sich an Grenzen und in anderen Disziplinen tummeln, wie man will, wenn dann geschrieben wird, bleibt der Germanist auch als Wanderer oder interdisziplinärer Arbeitender Germanist, dem Psychologen wird alles zur Fallgeschichte, dem Historiker das besondere Leben zum Exempel allgemeiner Entwicklungen. Geht es etwa um den Selbstmord des Dichters, wird der Literaturwissenschaftler nach der Art fragen, in der Kleist ihn inszenierte, nach der Form seiner letzten Briefe; der Psychologe mag Symptome suchen und der Historiker sich wundern, dass dieser Vordenker der Befreiungskriege nicht wie Dutzende anderer preußischer Offiziere sein Heil in russischen Diensten suchte. Sie alle gewinnen durch die Perspektive der anderen; dass in der Addition der verschiedenen Ergebnisse der wahre »Zusammenhang der Dinge« erfasst wird, ist nicht ausgeschlossen, aber auch nicht zwingend.

Kaum einen gibt es, der heute noch ernsthaft den Nutzen interdisziplinärer Forschung infrage stellen würde. Gerade in den Geistes- und Kulturwissenschaften wird sie von den Gegenständen erfordert. Über Goethe zu reden, ohne von Raffael und Zelter zu sprechen, scheint nicht sehr vielversprechend. Selbst die angeblich trockene Berliner Aufklärung lässt

sich nur angemessen darstellen, wenn ihre enge Verbindung zur Musikkultur des preußischen Hofes und der Stadt zur Sprache kommt. Dass die Grenzen zwischen den Nationalphilologien überschritten werden müssen, will man die größten Leistungen der eigenen Kultur verstehen, scheint eine Binsenweisheit. Kaum einen gibt es, der leugnen würde, dass die Infragestellung der gewohnten Sichtweise, die Unterbrechung der Routine durch Kontakt mit anderen Fachkulturen Heureka-Effekte auslösen kann. Und doch registriert der Außenstehende, dass all die aufgeschlossenen, vielfach gebildeten, weit über die Grenzen der eigenen Disziplin hinaus Interessierten das Gesicht genervt verziehen, wenn die Rede auf Interdisziplinarität kommt. 2006 hat Harald Welzer in der *Zeit* geklagt, sie werde »stets gefordert, führe ihr Dasein aber bisher hauptsächlich virtuell, nämlich auf immer wiederkehrenden Konferenzen, auf denen sich Philosophen, Mediziner, Physiker, Informatiker und Germanisten gelegentlich höchst verständnislos gegenüber sitzen und sich, wenn sie wieder zu Hause sind, wechselseitig darüber mokieren, dass die anderen noch spinnerter oder schlechter angezogen sind, als man ohnehin schon gehäht hatte«. Im August 2012 warf der universell informierte Peter Geimer in der *FAZ* die Frage auf, wer eigentlich sage, dass die beste aller Welten interdisziplinär sei.<sup>2</sup>

Aus der Beobachterperspektive würde man sagen, dass am Beispiel der Interdisziplinarität ein anderes Problem verhandelt wird: das Unbehagen an einer Forschungsorganisation, die vielen als bloß äußerlich und mithin als Fremdbestimmung erscheint, die nach formalisierten Kriterien entscheidet und die am Herzen der Forschenden nur noch der Kubikinhalt interessiert: Interdisziplinarität mal Innovation mal Exzellenz. Das erinnert dann wieder an eine Kleist'sche Situation: das Interesse des Staates, der Allgemeinheit, das notwendig abstrakt erscheint, gegen das Bedürfnis des Individuums.

Die positiven Beispiele für gelungenes interdisziplinäres Arbeiten in den Geisteswissen-



schaften, die einem unverzüglich einfallen, verdanken sich dann auch weniger forschungsstrategischen Entscheidungen als individuellen Eigenheiten: Norbert Millers Studien zur europäischen Romantik, die souverän Musik, Literatur und Bildende Künste zu einem neuen Bild zusammenfassen, Ernst Osterkamps Arbeiten über den Grenzverkehr zwischen den Künsten, die Bücher von Winfried Menninghaus über Ästhetik und Evolutionstheorie bestechen eben dadurch, dass sie methodisch kontrolliert Ergebnisse und Fragen verschiedener Disziplinen aufnehmen, am Ende aber nicht additiv verfahren oder sich an fremde Fachsprachen anschmiegen, sondern als Arbeiten starker Autorenpersönlichkeiten erkennbar sind. Miller ist Miller, ob er über Jean Paul oder Reichardt schreibt, Osterkamp erkundet, in welcher Kunst auch immer, die Eigengesetzlichkeit und Widersprüche der Form, Menninghaus vermag Kant mit Darwin und Darwin mit Kant zu erhellen. Es ist gerade die starke disziplinäre Verankerung, die in diesen Fällen Grenzüberschreitung fruchtbar werden lässt. So wie Kleist eben immer ein entlaufener preußischer Offizier war, ob er die Wissenschaften im Handstreich erobern wollte oder in ihren Verfahrensweisen eine Einseitigkeit entdeckte, die es mit der des Exerzierreglements aufnehmen konnte. Die wissenschaftlichen Institutionen, von denen alle schwärmen, fordern das Gespräch der Disziplinen nicht als Floskel, sondern organisieren es als Zusammentreffen der besten ihrer Disziplinen: etwa das Berliner Wissenschaftskolleg. Aber selbst in der Wallotstraße gilt, dass ohne »cyclopische Einseitigkeit« Wissenschaft nicht zu haben ist.

1 An Adolphine von Werdeck, Paris, den 28. und 29. Juli 1801, in: H. v. Kleist: *Sämtliche Werke und Briefe*, Münchner Ausgabe, auf der Grundlage der Brandenburger Ausgabe hg. v. R. Reuß und P. Staengle. München 2010, Bd. II, S. 759–760

2 H. Welzer: »Nur nicht über Sinn reden! Stets wird Interdisziplinarität gefordert. Doch in der Praxis trennen Geistes- und Naturwissenschaftler Welten. Ein Erfahrungsbericht«, in: *Die Zeit* v. 27. 4. 2006; P. Geimer: »Wir schenken euch die Neuronen gerne«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 19. 8. 2012